

In Frankfurt zu Gast: Günter Grass und die Buchmesse



Der Schriftsteller und seine Leser: Günter Grass signiert am Messestand des Steidl Verlags auf der Frankfurter Buchmesse, 18. Oktober 1997

Foto Wonge Bergmann

Günter Grass und seine Besuche auf der Frankfurter Buchmesse, das ist eine kleine Literaturgeschichte der Bundesrepublik. Von den frühen sechziger Jahren an ist der gestern gestorbene Autor regelmäßig auf der Messe zu Gast. Da hat er die 1959 erschienene „Blechtrommel“ schon veröffentlicht, wird mit Büchern wie „Katz und Maus“ und „Hundejahre“ immer bekannter und engagiert sich politisch. Wenige Tage vor der Bundestagswahl am 19. September 1965 kommt er als Wahlkämpfer für die SPD und Willy Brandt schon vor der Messe

nach Frankfurt und spricht im Zoo-Gesellschaftshaus. Er greift sein Thema wieder auf, als ihm einige Wochen später in Darmstadt der Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung überreicht wird. Auch seine Auftritte auf der Messe nutzt er immer wieder für literarische und politische Verlautbarungen. 1966 preist er die Loseblatt-Lyrik des Luchterhand Verlags an, bei dem er damals noch veröffentlicht (ein Gedicht eine Mark). Die Literaturabteilung des Grass-Verlags sitzt später für einige Jahre in Darmstadt und Frank-

furt. 1967 wohnt Grass im „Frankfurter Hof“ und stellt sich vor dem Ullstein-Messestand zu den Demonstranten des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds, die sich gegen den Springer-Verlag wenden, was Grass ihnen einige Tage später im Amerikahaus nachtut. Auch in den folgenden Jahrzehnten ist er regelmäßig in Frankfurt, liest 1976 in den Römerhallen, in den achtziger Jahren in der Schirn. 1992 gibt er bekannt, die Buchmesse zu boykottieren, weil sie trotz der Fatwa gegen Salman Rushdie iranische Verlage einlade. Da hat er schon die Frankfurter Poe-

tikvorlesung des Wintersemesters 1989/90 gehalten, in der er seine Kritik an der sich ankündigenden Wiedervereinigung in die Formel kleidet, der deutsche Einheitsstaat sei schuld an Auschwitz, weshalb es keinen deutschen Einheitsstaat mehr geben dürfe. 1997 hält er in der Paulskirche die Laudatio auf den Friedenspreisträger Yaşar Kemal, zwei Jahre später kommt er zurück und genießt auf der Messe mehrere Tage lang die Zuerkennung des Literaturnobelpreises. Grass und die Buchmesse, das ist eine kleine Geschichte seines Werks. (balk.)

Nie mehr müssen müssen

Bionade-Spießers Albtraum: Jan Philipp Gloger bringt am Staatstheater Wiesbaden „Kollaps“ von Philipp Löhle zur Uraufführung.

Von Eva-Maria Magel

Was würden Sie tun, wenn Sie wüssten, dass Sie bald sterben müssen? Ach, der Mensch, er ist ja so unglaublich originell. Fast so originell wie diese uralte Frage. Gestellt wird sie jetzt trotzdem, ins Publikum hinein. Die meisten wollen eine Weltreise machen. „Geilen Ssssex“ haben, sagt ein älterer Herr genüsslich, mit massiv stimmhaftem „S“. Ein paar Reihen weiter will jemand, immerhin, ein Kreuzfahrtschiff kapern. Vermutlich, um damit dann eine Weltreise zu machen.

Niemand aber sagt: „Dann würde ich meine kleinen Kinder einsperren, damit niemand sie schreien hört, und mich davonmachen.“ So sind Sophie und Marco, die uns zu Beginn am Bühnenrand empfangen, das Epizentrum dieser Erschütterung. Oder dieses „Kollaps“, so der Titel von Philipp Löhles jüngstem Stück, das nun am Staatstheater Wiesbaden uraufgeführt worden ist. Es sind nicht gerade die netten Seiten der Menschheit, die da hervorgekehrt werden. Ein Tag lang kein Internet, kein Fest- und auch kein Mobilnetz – und schon dreht die gesamte sogenannte zivilisierte Welt durch. Das klingt surreal? In den knapp zwei Stunden kommt einem die Sache gar nicht so abwegig vor. Gut vorstellbar, dass die Rede von Gift in der Luft, toten Tieren und islamistischen Attentätern eine Mischung aus Massenpanik und Anarchie auslöst, mit geplünderten Supermärkten und brennenden Villen.

Die Kulisse dieses kollektiven Kollapses entpuppt sich rasch als Metapher für das persönliche Kollabieren. Das wiederum fächert Löhle an fünf Figuren auf. Tödliche Krankheit, Ende der Liebe, ökonomische Zwangslage, allgemeine Ratlosigkeit, Erfolgsdruck: Standardsituationen des Scheiterns im 21. Jahrhundert. Was, wenn wir uns selbst wirkungsvoll ein Ende setzen wollen, und ausgerechnet dann bricht gleich die ganze Welt zusammen? Dann guckt wieder kein Schwein. Auch das letzte Ding ist so nur ein Allgemeinplatz. Wie schrecklich. Aber immer noch nicht ganz so schrecklich wie Eltern, die ihre eigenen Kinder dem Schicksal überlassen. Das ist schon bei Hänsel und Gretel schlimm. Heutzutage, da Eltern, die Joghurt mit Zucker drin kaufen, schon der Körperverletzung verdächtig sind, ist das der GAU.

Löhle, Jahrgang 1978, ist seit geraumer Zeit darauf spezialisiert, aus den Albträumen des jüngeren bis mittelalten Bürgertums wortgewandte Komödien, allenfalls Tragikomödien zu machen. Regisseur Jan Philipp Gloger wiederum ist, erst am Staatstheater Mainz, nun an dem in Wiesbaden, darin versiert, Löhles Texte auf die Bühne zu bringen. Mag sein, dass allenthalben zu viel Versiertheit im Spiel ist – denn dieser „Kollaps“, der an ein paar Stellen durchaus an Wunden rühren könnte, piekst herzlich selten.

Die Orgelmusik und Waberklänge von Kostia Rapoport gemahnen an Weltuntergang und Requiem, aber all das bleibt genauso im schwarzgläsernen Rahmen wie das Bühnenbild (Judith Oswald). Gloger, der in Mainz oft bewiesen hat, wie er Texten auf den Grund gehen kann, hat in die-

sem nicht allzu viel zu finden. Es gibt Wortwitz und schlagfertige Dialogscharmützel, vor dem Hintergrund des Kollapses wuseln die Individuen mit ihren kleinen Riesenproblemen herum, was ausgesprochen erheiternd ist. Zu sehen allerdings gibt es kaum starke Bilder, eher Bebilderungen, von Rauchschwaden und Feuerlöscherschlauch bis zu einem Tanzbären, der über die Kulisse walzt, denn es gilt, die Zootiere zu befreien, weil ja Weltuntergang ist. Mal macht Gloger aus den dummen Träumen von den letzten Dingen eine ganz entzückende chorische Litanei, die uns rezitiert, wie es sein wird, nie mehr aufstehen, arbeiten und müssen zu müssen, mal wird „One moment in time“ intoniert. Das machen die Schauspieler ganz prima, zumal der nuanzenreiche Stefan Graf als Ronny, Unternehmer und Todeskandidat, Barbara Dussler als aufstrebende Managerin Verena und Toomas Täht als Sven, der Desperado-Langzeitarbeitslose, dazu Janning Kahnert und Judith Bohle als Ehepaar Marco und Sophie. Bei allen jedoch bleibt der Eindruck zurück, sie hätten noch viel mehr zeigen können als einen bissigen, bisweilen sogar zynischen, unterhaltsamen Abend. Eine Art Existentialistenboulevard 2.0.

Spätestens, wenn Marcos und Sophies Kinder Frederick und Clara, die bestien als Metapher dienen könnten, wie überhaupt das ganze Stück als Riesenmetapher dienen könnte, am Ende des Abends mit Plüschtier und Malbuch auf die Bühne kommen, wird deutlich, worum das ganze Sinnspiel doch wohl von Anfang an kreiste: um zwei im Familienspießerdyll erstarrte Supereltern und ihre Angst davor, doch nicht ganz so super zu sein. Sondern die wahren Ungeheuer.

Nächste Vorstellungen heute sowie am 15., 18. und 22. April von jeweils 19.30 Uhr im Kleinen Haus.



Der Bär ist los: Kein Wunder, denn der Weltuntergang naht.

Foto Andreas Etter

Fotografische Verfahren, malerische Wirkung

Überlegen wird überbewertet: Arbeiten von Johann Zambryski in der Frankfurter Galerie Feld+Haus

Einen Fotografen mag man Johann Zambryski eigentlich nicht nennen. Und er selbst möchte es womöglich auch nicht. Nicht nach diesem Auftritt jedenfalls in der Frankfurter Galerie Feld+Haus, mit dem er im Rheinland lebende Künstler sich nach seiner Schau vor zehn Jahren – damals noch gemeinsam mit Peter Badge im Ausstellungsraum der Galerie Anita Beckers – erstmals wieder in der Region präsentiert. Sicher, er arbeite mit fotografischen Mitteln, so Zambryski, er sucht, findet und bearbeitet Motiv und Material mit einem klassisch analogen Repertoire, fotografiert mit einer Kamera im Mittelformat und führt die Abzüge als edle Silbergelatineprints in bescheidenen oder gewaltigen Formaten aus.

Doch angesichts der Arbeiten seiner aktuellen Zyklen – „Baroque“ vor allem, aber auch „Vis-à-vis“ –, wie sie Anna Feldhaus nun in ihrer Galerie vorstellt, lassen sich die grafischen, an die abstrakten Papierarbeiten Victor Hugos gemahnenden Qualitäten, die malerischen Gesten und Verläufe schlechterdings nicht übersehen. Dabei geht Zambryski stets von vorgefundener, vor allem Zeitschriften entnommenem Bildmaterial aus, von Formen, einer Haltung oder Mimik der darauf Porträtierten, freilich nicht, um derlei Bilder mit den Mitteln der Fotografie zu reproduzieren. Worauf es ankommt, ist vielmehr der Prozess, die Aneignung des Materials. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden künstlerischen Mitteln.

Im Grunde, sagt Zambryski im Hinblick auf „Vis-à-vis“, arbeite er mit dem Mittel der Collage, und das trifft es in der Tat ganz gut, führt er doch die konzeptuelle Fotografie gezielt und vorsätzlich an ihre Grenzen. „Ich kann es mir nicht überlegen, ich muss es machen“, sagt der Künstler, der zunächst als Gestalter von Tonträgern für Bands wie Kraftwerk oder Die Toten Hosen bekannt wurde.

Also nimmt er die der Serie zugrundeliegenden Abbildungen zunächst einmal buchstäblich auseinander. Er maltriiert und überarbeitet das Material wie seinerzeit Hugo seine in „Stunden fast unbewusster Träumerei“ entstandenen Blätter mit Wasser, Tinte, Salzen und Lösungsmitteln. Und findet in diesem von

ihm zu keinem Augenblick vollständig zu kontrollierenden Prozess zu deformierten, geschundenen und an Bacon gemahnenden Porträts, aber auch zu weitgehend abstrakten, organisch anmutenden Verläufen wie in den stets mehrfach belichteten Aufnahmen von „Baroque“. Ob man in ihnen Köpfe sehen mag, ein Paar vielleicht und eine Geste, eine Haltung, eine Landschaft oder nur einen Fleck – gleichviel. Die Kunst Zambryskis, so zeigt die „Touche“ überschriebene Ausstellung des 1956 geborenen Künstlers, ist vor allem in höchstem Maße malerisch. CHRISTOPH SCHÜTTE

Die Ausstellung in der Frankfurter Galerie Feld+Haus, Kleine Rittergasse 11, ist heute bis Freitag von jeweils 12 bis 18 Uhr geöffnet.

Feier des Schönen

Zum Tode der Kunstkritikerin Christa von Helmolt

Noch immer hat man den Klang ihrer Stimme im Ohr, wenn sie enthusiastisch von einem Künstler, einem Bild, einer Landschaft sprach: „faabelhaft“, mit langgezogener erster Silbe und einem fast jungmädchenhaften Elan. Bis ins höchste Alter hat sich Christa von Helmolt diese Begeisterungsfähigkeit erhalten. Und fast bis zum neunzigsten Lebensjahr hat sie für diese Zeitung als Kunstkritikerin gearbeitet, zuletzt kam sie aus ihrem neuen Wohnort Freiburg nach Frankfurt, um sich in den Galerien umzutun, deren Arbeit sie sich seit Jahrzehnten verpflichtet fühlte. Seit 1963 schrieb sie als Kunstkritikerin für die F.A.Z. – für das überregionale Feuilleton, vor allem aber für die Kulturseiten der Rhein-Main-Zeitung.

Bei ihrer Arbeit und in ihrem Urteil war sie unbestechlich. Sie hatte einen untrüglichen Blick für Qualität. Beinahe konnte man die Güte einer Ausstellung an der Zahl ihrer Zeilen abmessen, so penibel glich sie die Menge ihrer Worte dem Anlass an. Wenn Ausstellungen ihren Ansprüchen nicht oder nicht ganz genügten, machte sie das deutlich, ohne je verletzend zu werden – dazu war ihr Respekt vor der Ernsthaftigkeit von Künstlern und Qualitätsgaleristen zu groß. Um Galerien, die ihrem kritischen Blick nicht standhielten, machte sie folgerichtig einen Bogen. Gegenüber der Redaktion pochte die Zulieferin von Texten übrigens sehr vernehmbar darauf, dass sie ihre Zeilen möglichst bald im Blatte veröffentlicht sehen wollte.

Christa von Helmolt trat auch jenseits des Tagesjournalismus hervor. So verfasste sie bei Klett-Cotta eine vielgelobte Monographie über Hans Thoma, mit dessen Werk und dessen spätem Triumph sie sich viele Jahre lang so kritisch wie konstruktiv beschäftigt hatte.

Nach Frankfurt war Christa von Helmolt eher zufällig geraten, aber sie schlug hier Wurzeln, umgeben von ei-

nem treuen Freundeskreis. Wie es ihre Art war, erkundete sie die ihr fremde Stadt, besuchte Museen, Bibliotheken, Archive und erforschte den historisch-kulturellen Hintergrund ihres neuen Wirkungsortes, wozu in ihrem Fall vor allem die Kronberger Malerkolonie und die Frankfurter Künstlergruppe Quadriga gehörten.

Aufgewachsen ist Christa von Helmolt in Oberschlesien, studiert hat sie in Berlin, Heidelberg und an der University of California in Los Angeles. Sie war selbständig, eigensinnig und lebte bis zum Schluss ein selbstbestimmtes Leben. Eines ihrer anderen Lieblingswörter neben „faabelhaft“ war „nobel“. Dieses Adjektiv traf auch auf sie zu, deren ganzes Leben der Feier des Schönen diene. Am Samstagabend ist Christa von Helmolt, 96 Jahre alt, in Freiburg friedlich eingeschlafen. lüC.



Christa von Helmolt

Foto Archiv

Konzept und Ekstase

Der Musiker und Produzent Daniel Lanois im Mousonturm

Wer als Produzent prominenter Rock- und Countrystars vielfach ausgezeichnet worden ist, kann sich bei den eigenen Platten alle Freiheiten nehmen. 1982 hat Daniel Lanois erstmals mit Brian Eno zusammengearbeitet und zwei Jahre später auf dessen Einladung hin das Album „Unforgettable Fire“ von U2 koproduziert. Das war der Ausgangspunkt für eine spektakuläre Karriere. Viele weitere Male wurde er danach von U2 engagiert, ebenso von Bob Dylan, Peter Gabriel, Emmylou Harris, Willie Nelson und Neil Young, um nur die bekanntesten Künstler zu nennen.

Seitdem kann der Großmeister des atmosphärischen und absichtsvoll unperfekten Sounds seine eigene Musik ohne kommerzielle Absichten veröffentlichen. Entsprechend vielfältig ist das Solowerk des 1951 geborenen Kanadiers. Es reicht von relativ gängigen Songs mit Einflüssen aus Westcoast- und Countryrock bis zu suggestiven akustischen Landschaften wie auf dem vorigen Jahr erschienenen Album „Flesh And Machine“. Die 37 Minuten lange Collage pendelt zwischen stark manipulierten Klängen und Stimmen, kraftvollen Rhythmen und schwebenden Flächen. Nicht nur durch die Verwendung eines Omnichords schließt Lanois einen Kreis zu frühen Kooperationen mit dem Ambient-Pionier Eno.

Der unprätentiöse, ganz in der Musik aufgehende Geist des Musikers zeigt sich im Frankfurter Künstlerhaus Mousonturm unerwartet früh, nämlich schon im Vorprogramm. Dafür hat Lanois den kalifornischen Songschreiber Rocco DeLuca eingeladen, mit dem er seit 2009 zusammenarbeitet und dessen jüngstes Album er produziert hat. Der 39 Jahre alte Amerikaner könnte auch allein auftreten, aber Lanois lässt es sich nicht nehmen, ihn abwechselnd auf der Steel-Gitarre und der E-Gitarre zu begleiten. DeLuca markant hohe Stimme, die zunächst sehr leisen Töne und das zeitunpenähnliche Tempo der Stücke erzeugen eine halb melancholische, halb spirituelle Atmosphäre. Etwas mehr Schwung und Dynamik bringen Jim Wilson und Kyle Crane an Bass und Schlagzeug ins Spiel, die später auch Lanois begleiten.

Zwischen DeLucas „Vorprogramm“ und der eigenen Musik hat Lanois nicht etwa eine Pause vorgesehen. Stattdessen entlockt er seinem umfangreichen Studioequipment, darunter Sampler, Loo-per und Effekte, eine Art Soundtrack, der von surreal angehauchten Filmprojektionen begleitet wird. Nicht wenige Bildsequenzen erscheinen durch Motive, Schnitte und Überblend-Technik aus der Zeit gefallen, manche psychologisch. Auch dieser Teil des abwechslungsreichen Abends gehört zu Lanois' autobiographisch-künstlerischer Erzählung. Seine Klänge weisen in diesen Momenten weit zurück bis zur Elektronik der siebziger Jahre.

Die Filme hat er dabei nicht selbst kreiert, sie stammen von zum Teil namhaften Regisseuren wie Atom Egoyan und Jim McKay.

Nach dem multimedialen Zwischenstück steht die Musik im Zentrum des Geschehens. Nahezu alle Facetten seines Schaffens stellt Lanois im Lauf des Konzerts vor. Mal lässt er die Steel-Gitarre kunstvoll jammern, dann hängt er sich die E-Gitarre um und raunt mit dunkler Stimme Songs, die von Neil Young stammen könnten. Für ein fragiles Lied kommt abermals DeLuca auf die Bühne; wichtige Gegenpole dazu sind jene Stücke, in denen Lanois, Wilson und Crane den Eindruck einer rauschhaften Studio-



Daniel Lanois

Foto Niklas Grapat

session erwecken. Dabei profiliert sich Crane als irrwitzig schneller Drummer, der komplexe Rhythmen und Breakbeats des Drum & Bass aus den Handgelenken schüttelt, während Wilson seinen halbakustischen Bass gegen elektronische Pedale tauscht und Lanois an seiner Geräteeinheit die Regler bedient. Sogar in rhythmusbetonten Passagen kann sich unvermittelt eine freundliche Melodie oder eine romantische Harmonie aus dem Getöse herauschälen. Natürlich dürfen Dub-Grooves und die dazu passenden Sub-Bässe nicht fehlen, zumal Lanois sie schon früher verwendet hat und dafür sogar vom jamaikanischen Dub-Urvater Lee „Scratch“ Perry gelobt wurde.

Der Mut, Stilmittel anders als üblich zu kombinieren, macht einen großen Teil von Lanois' Charakter aus. Wer etwas Bestimmtes erwartet, wird von ihm bisweilen irritiert. Der humorvolle Querdenker und leidenschaftliche Musiker kann polarisieren und lässt sich vermutlich nur auf eines festlegen: das Publikum und sich selbst nicht zu langweilen. NORBERT KRAMPF

Kurz & klein

Schirnding, Krechel

Der Schriftsteller Albert von Schirnding liest am 16. April von 19 Uhr an im Plenarsaal der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Geschwister-Scholl-Straße 2, aus seinem Erinnerungsband „Jugend, gestern“. Die Ein-

führung hält Heinrich Detering, Präsident der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Am 17. April von 9.15 Uhr an hält Buchpreisträgerin Ursula Krechel im Plenarsaal einen Vortrag unter dem Titel „Literatur und Gedächtnis“. balk.